

An Interview with Barbara Honigmann, February 2013

ANDREA DOSER, ED./HOLLY EADES/MATTHEW HAMBRO/
HEIDI HART/PATRICK LANG/CLAIRE SCOTT*

In early 2013 contemporary German-language author Barbara Honigmann spent a month as author-in-residence at Duke University in Durham, North Carolina, on an invitation from the Duke University German Department. During this period, students of the Carolina-Duke Graduate Program in German Studies participating in a seminar entitled *Political Disengagement? Forays into Contemporary German Literature & Aesthetics*, led by Professor William Donahue, met with the author several times to discuss her novels. Toward the end of her stay, Mrs. Honigmann offered to record an interview with these students for publication in *andererseits*.

ANDERERSEITS:

Die Verbindung zwischen Ort und Identität scheint in Ihren Büchern sehr wichtig zu sein. Viele Ihrer Figuren versuchen durch ihre Reisen diese Verbindung besser zu verstehen. Die deutliche Verbindung zwischen Israel und dem Judentum wird manchmal erwähnt, aber auch die Idee, dass es manchmal gut ist keinen Ort oder wirkliche Heimat zu haben. Zum Beispiel, in *Alles, alles Liebe* schreibt Anna: »Ich finde es eigentlich gut, dass das Judentum keinen Ort hat und das Innere, wie Du es nennst, ausschließlich Handlung, als etwas Bewegtes und vielleicht Bewegendes ist«. Denken Sie, dass Ihre Identität mit einem Ort (oder mehr als einem Ort) verbunden ist? Wenn ja, mit welchem? Wenn nein, warum nicht? Was sind Ihrer Meinung nach die Vorteile und Nachteile sich mit einem Ort zu identifizieren?

HONIGMANN:

Das ist eine sehr komplexe Frage. Ich bin ja kein Philosoph, aber ich habe auch darüber nachgedacht. Ich misstraue einer Identität, die sehr an den Ort gebunden ist. Das kommt wohl auch so ein bisschen aus einer deutschen Tradition, dieses Anti-Scholle wie man sagt, aber man muss auch zur Kenntnis nehmen,

* Open Access Copyright License: cb Creative Commons Attribution 4.0; Editor's E-Mail: apd12@duke.edu.

dass es sehr lange solche Biografien gab, dass eine Familie seit Generationen und Generationen an einem Ort lebt und auch nichts anderes kennt. Aber das Problem mit der Identität ist sowieso, finde ich, dass es mehrere Identitäten gibt und eine davon ist natürlich dann doch auch die »wo komme ich her« und das habe ich mir ja nicht ausgesucht. Genauso wie ich mir nicht ausgesucht habe Frau zu sein, Jude zu sein und so ganz in allerletzter Konsequenz überhaupt auf der Welt zu sein. Deswegen ist es eben so, dass du da hinein geworfen bist, an den Ort deiner Herkunft und vieles davon kannst du hinter dir lassen, aber vieles davon kannst du nicht hinter dir lassen.

Ich zum Beispiel bin sehr davon geprägt, dass ich in Berlin geboren und aufgewachsen bin, obwohl Berlin zugleich immer der Ort war von dem ich mich weggewünscht habe. Insofern glaube ich, ist das schon mal eine gebrochene Identität. Dazu gehört natürlich, dass es der Osten war, in dem man sich sowieso sehr eingeschränkt gefühlt hat und mit Recht, glaube ich. Aber ich bin eben mit der deutschen Sprache und der deutschen Kultur aufgewachsen und das hat mich geprägt, das hängt an mir. Vieles davon ist mir wirklich sehr vertraut, ist einfach das, was mir am aller vertrautesten ist. Dennoch – und das hängt dann wieder mit diesem Jüdisch, Deutsch, Osten, Mauer zusammen oder vielleicht mit Jugend ganz allgemein – ist es so, dass man sich immer auch wegträumt. Vielleicht war gerade Ostberlin so ein Ort von dem man sich besonders weggeträumt hat. Daher kommen diese Parallelwelten – Kunst, Theater und so weiter – die dann auch im Buch beschrieben sind.

Das ist eine Sache auf die ich jetzt mehr und mehr komme, dass Berlin mein Ort ist und eben dieser besondere Ort, an dem das Wichtigste eigentlich war, dass ich mich dort immer weggesehnt habe. Und ich muss sagen, ich bin ja jetzt sehr lange weg und ich sehne mich auch wirklich nicht zurück.

ANDERERSEITS:

Ihre Antwort bezieht sich bereits ein bisschen auf unsere nächste Frage. Sie haben erklärt, dass Sie aus Berlin ausreisen wollten und Ihre Romane thematisieren häufig die negativen Seiten der DDR im Allgemeinen. Sie beschreiben, wie die Menschen der oppressiven Politik eines diktatorischen Staates ausgesetzt waren, aber es gab auch die Sekundäreffekte dieser Politik wie die Auswanderung von Freunden und Familie. Sie und Ihre Familie sind 1984 aus der DDR ausgereist. Gab es ein bestimmtes Ereignis oder einen konkreten Auslöser?

HONGIMANN:

Evolutiv, sozusagen. Aber es gab wirklich einen Turning Point und dass war die Ausweisung von Wolf Biermann 1976. Und gleichzeitig hatte die DDR 1975 die Verträge von Helsinki unterzeichnet, mit denen sie sich verpflichtet hatten, ein bisschen lockerer zu sein im Bezug auf Familienzusammenführung. Von dem Moment der Ausweisung von Wolf Biermann an begann so eine Art Exodus,

das war der Tropfen, der das Fass zum überlaufen brachte. Und das ergab dann so eine Logik in sich. Der erste geht, der zweite geht, der dritte geht und dann denkst du: »Da werd ich ja wohl nicht hier alleine bleiben. Alle sind weg, um Gottes Willen ich muss auch weg.« Da hat sich so eine Dynamik der Ausreise entwickelt. Es gab diese Dynamik, dass man sagt, also hier geht jetzt gar nichts mehr. Hier bleibt dir die Luft weg. Und das war auch so, weil atmosphärisch hatte sich die Situation wirklich noch mal sehr verschlechtert. Plus diese Dynamik, wenn alle gehen, dann will ich hier nicht alleine zurückbleiben.

Eigentlich genau um diese Zeit habe ich angefangen zu schreiben und komischerweise das Erste, was ich geschrieben habe, war so ein Märchentheaterstück nach einem Märchen von den Gebrüdern Grimm, *Das singende, springende Löweneckerchen*. Das ist ein sehr schönes Märchen, so ein bisschen wie *La Belle et la Bête*. Und es war poetisch, aber eben politisch vollkommen unangreifbar weil eben ein Märchen. Es wurde sehr viel gespielt, weil die Theater froh waren, dass es nicht sozialistisch-realistisch war. Es hatte so eine eigene Poesie ohne wirklich oppositionell zu sein und dadurch wurde es sehr viel gespielt.

Es war auch finanziell erfolgreich, was für mich ja auch wichtig war. Ich konnte davon leben und hab noch zwei andere Sachen geschrieben: Einakter, aber die konnten dann nicht mehr gespielt werden. Dann habe ich auch gemerkt, wenn ich schreiben will und weiter arbeiten will als Künstlerin, habe ich hier keine Chance. Das Märchen war ja sehr schön und ich stehe dazu bis heute. Aber ich werde ja nicht immer nur Märchen schreiben und wenn ich weiter gehen will, dann habe ich hier keine Chance.

ANDERERSEITS:

Wenn wir gerade vom Theater reden, haben Sie auch ähnliche Schwierigkeiten wie Eva oder Anna in *Alles, alles Liebe* erfahren, als Sie da angefangen haben?

HONIGMANN:

Ja, das ist sehr autobiografisch. Schlüsselroman ist jetzt bisschen hochgegriffen, aber Eva ist meine Freundin. Sie heißt eigentlich Vera und das ist genau so, wie es war, also inklusive Hexe, ich musste immer die Hexen spielen. Das hat sich genauso abgespielt, dass die mir da »Zigeuner« nachgerufen haben. Das ist eben tiefste Provinz und Preußen, wo alle blond und blauäugig sind. Der Regisseur war Maxim Vallentin, die Eltern waren Juden, die waren dann in der Sowjetunion und der sah auch so aus. Also wir gingen dann da beide so etwas fremdartig aussehend und die riefen uns dauernd »Zigeuner« nach. Das war so irgendwie die Folklore da, die haben uns vielleicht auch für Zigeuner gehalten.

ANDERERSEITS:

Als Sie dann ausgereist sind, warum haben Sie sich entschieden nach Frankreich zu fahren, dort zu leben?

HONIGMANN:

Das war wegen des jüdischen Kontexts, sozusagen. Wir wollten irgendwohin gehen, wo es viele Juden gibt, wo du auch nicht für verrückt erklärt wirst, wenn du sagst, ich will Schabbes machen oder ich will irgendwie halbwegs observant leben, wo du dich integrieren kannst. Das war nicht Deutschland, da gab es keinen Ort, der interessant gewesen wäre. Und dann hat man uns von Straßburg erzählt und auch nicht nur, dass dort viele Juden sind, sondern dass es dort auch so eine Shiva des Etudiants, so ein Lehrhaus gibt, wo es einen etwas verrückten Rabbi gibt, der aus Marokko kommt. Der spielt nicht nur am Sonntag Fußball, was auch ungewöhnlich ist, aber der auch einen etwas ungewöhnlicheren Zugang zu den Texten hat, also nicht »hach und es ist ja alles so heilig, und alles so toll«, sondern erst mal die Bibel aufschlägt und sagt, »das ist ja alles incroyable und wie geht das« und dann wirklich nochmal die Texte neu liest. Das war natürlich auch etwas, was für uns interessant war. Wir wollten ja nicht einfach irgendwie religiös werden, im Sinne von naiv, sondern uns auch den Texten zuwenden. Und das hat sich wirklich bewahrheitet. Das ist ein wichtiger Ort und das hängt mit Levinas zusammen und anderen jüdischen Intellektuellen, die nochmal einen interessanten Zugang zum Judentum gefunden haben.

ANDERERSEITS:

Sie schreiben noch auf Deutsch, aber leben Sie sonst auf Französisch?

HONIGMANN:

Mein soziales Leben findet auf Französisch statt. Aber ich bin ja auch zu Hause und da lese ich möglichst deutsch, ich schreibe deutsch, meine professionellen Kontakte sind deutsch, ich spreche in meiner Familie Deutsch. Also bleibt das Jüdische praktisch für Schabbes, wenn wir Gäste haben oder eingeladen sind oder wenn wir einen Kurs haben über ein Buch der Bibel oder den Talmud. Das jüdische Leben findet auf Französisch statt, ja ist ganz komisch, ja, ist ganz merkwürdig eigentlich! Aber ich arbeite ja nicht und habe Kollegen, aber ich gehe zum Yoga und ich gehe auch unter anderem deswegen, um dort auch mal richtige Franzosen zu treffen, die vielleicht auch mal nicht jüdisch sind.

ANDERERSEITS: Ich finde es interessant, dass Sie sagen, dass Französisch eigentlich eine religiöse Sprache für Sie ist.

HONIGMANN:

Früher und auch heute noch ist es ja so, dass in den sehr religiösen Jeshivot die Sprache Jiddisch ist, aber wir sagen oft unser Jiddisch ist Französisch. Verrückt!

ANDERERSEITS:

Denken Sie, dass es vielleicht in Zukunft die Möglichkeit gibt, so ein jüdisches Leben in Deutschland zu haben?

HONIGMANN:

Das sehe ich nicht. Die russischen Juden, die da jetzt angekommen sind, sind sehr fern. Der Eine oder Andere geht irgendwo auf eine Jeshiva und lernt und wird dann vielleicht auch Rabbiner und das sind ja auch schon einige, aber insgesamt sehe ich das im Moment nicht. In Frankreich gibt es ja jetzt schon eine zweite Generation, wie mein Sohn und seine Freunde, die sind jetzt dreißig, die sind so eine Art Intellektuelle – sie sind auch nicht sehr zahlreich, übrigens –, die so eine bisschen »postmoderne religiöse Orthodoxie« vertreten. Was man hier modern orthodox nennt, hier in New York ist das vielleicht normal, aber in Frankreich ist das nicht so. Plus so etwas wie Levinas, dieser philosophische Zugang, das sehe ich in Deutschland nicht. Die russischen Juden müssen sich erstmal überhaupt als Juden wieder neu erfinden, glaube ich.

ANDERERSEITS:

Wie stehen Sie zu zeitgenössischer deutsch-jüdischer Literatur und insbesondere Ihrer Beziehung zum Holocaust und zu Deutschland?

HONIGMANN: Ich finde es interessant, dass es das gibt und offensichtlich immer mehr gibt, dass es da auch schon wieder noch eine neue Generation gibt, finde ich interessant und wichtig! Aber es ist schwer zu sagen, wer ein deutsch-jüdischer Autor ist. Die, die sich selber erstmal jüdisch sehen oder irgendeine jüdische Identität haben. [...]

Als ich mein Buch veröffentlicht habe, Roman von einem Kinde, das hat mir Iris Radisch von der Zeit, irgendwann mal im Gespräch gesagt: »Wissen Sie, wie Ihr Buch erschien, das war das erste Mal, dass wir Deutschen irgendwie zur Kenntnis genommen haben: Ja stimmt, da gibts ja noch Juden und die haben sogar Kinder und die fangen jetzt an zu schreiben und erzählen von sich.« Da musste zur Kenntnis genommen werden, dass da überhaupt noch Juden sind.

ANDERERSEITS:

Wie ist das mit der Beziehung zum Holocaust? Ich frage mich manchmal, und das ist jetzt natürlich ein bisschen übertrieben, ob es möglich ist, dass ein jüdischer Schriftsteller ein Buch schreibt, ohne irgendwie den Holocaust zu erwähnen. Das kommt so oft vor, auch in Ihren Büchern.

HONIGMANN:

Aber verhalten würde ich sagen. Es ist da, aber es ist nicht zentral. Wir sind einfach wahnsinnig davon geprägt als second generation und ich sehe es ja an meinen Söhnen, die sind ja wirklich dritte Generation, und da ist das auch sehr präsent. Aber das wird wohl noch ein paar Generationen dauern bevor das leichter wird, glaube ich, der Schock war ein bisschen groß. Und übrigens das gilt ja für die Deutschen auch, nicht nur für die Juden. Das gilt für beide. Für die gilts ja vielleicht sogar noch mehr.

ANDERERSEITS:

Im Rahmen unseres Kurses mit Professor Donahue haben wir oft die Frage besprochen, was die Funktion und die Rolle der Kunst ist. Er meint, dass Kunst immer eine ethische Dimension hat und dass sie irgendeine Auswirkung in der Welt haben muss. Und einige Studenten haben die andere Position vertreten, dass Kunst an sich Wert hat und dass sie nicht unbedingt eine politische Auswirkung oder eine ethische Dimension haben muss. Was ist Ihre Meinung zu dieser Frage?

HONIGMANN:

Eigentlich glaube ich auch nicht, dass jetzt die Kunst in dem Sinne etwas Ethisches bewirken kann. Weil sich das einfach zu oft bewiesen hat, dass die grauenhaftesten Dingen neben den schönsten Werken vorkamen. War das nicht die Antwort von Rousseau auf die Frage der französischen Akademie, ob die Künste die Menschen verbessern. Und da hat er den ersten Preis gekriegt. Eigentlich glaube ich auch nicht daran, dass sie zur Verbesserung beitragen. Ich würde eher so sagen, da wo Kunst ist, ist irgendwie auch eine größere Öffnung zum Ethischen möglich. Aber das stimmt vielleicht auch nicht ...

Ich fand dazu ganz interessant von George Steiner *Grammars of Creation, Grammatik der Schöpfung* auf Deutsch. Die Musik ist was ganz Anderes als die Literatur. Weil Musik muss man immer ein bisschen misstrauen, Musik bleibt so im Emotionalen und dann ist das möglich: Auschwitz und abends Beethovens Quartette. Das geht zusammen. Bei Literatur bin ich mir nicht so sicher. Die großen Autoren, die wir bewundern und die wir groß nennen, weil wenn wir sie lesen, sie in uns sozusagen etwas zum Leben hin öffnen, die können nicht sein und sind nicht gleichzeitig ethische, moralische Monster.

ANDERERSEITS:

Ich meinte etwas Didaktisches in Ihren Büchern erkannt zu haben. Nicht unbedingt in dem Sinne, eine Moral beibringen zu wollen, aber bestimmte Informationen über einen bestimmten Teil der Bevölkerung. Insbesondere in *Soharas Reise* scheint es mir, dass Sie Ihren Lesern Unterschiede innerhalb den verschiedenen jüdischen Bevölkerungsgruppen näher bringen wollen.

HONIGMANN:

Nein.

ANDERERSEITS:

Also, Sie schreiben nie mit einem didaktischen Ziel in dem Sinne.

HONIGMANN:

Nie, nie, nie. Nein, nie. [lacht] Nie, nein, überhaupt nicht. Nein, wirklich nicht. Also daran glaube ich gar nicht.

ANDERERSEITS:

Was denken Sie über Literaturkritiker? ... [Honigmann lacht] Lesen Sie ihre Artikel überhaupt? Wenn ja, haben sie irgendeine Wirkung?

HONIGMANN:

Ich lese sie schon, natürlich. Ich bin auch einfach ein ganz normaler Mensch. Wenn sie schlecht sind, dann tut es mir weh. Das Böse tut mir sozusagen mehr weh als mir das Gute gut tut. Es ist wie bei allem im Leben, dass die negativen Sachen stärker wirken. Ich freue mich sehr, wenn jemand was Gutes schreibt, aber wenn jemand was Böses schreibt, das ärgert mich. Ja, ich versuche dann mir so zu sagen »das sind sowieso alles Idioten« ... [lacht] ... »verstehen nichts von Literatur« und so. Aber es tut trotzdem weh. Das sag ich so ehrlich.

ANDERERSEITS:

Und hat das eine Auswirkung auf das Schreiben?

HONIGMANN:

Nee, nee, überhaupt nicht. Ich vergesse es auch. Ich vergesse es total. Ich vergesse die Leute nicht, die von Anfang an, wie *Bild* zum Beispiel auch, aus der Ferne meine Literatur doch irgendwie aufmerksam begleitet haben und sich dafür auch eingesetzt haben. Das berührt mich und das ist für mich wichtig, dass es ein paar Leute gibt, die das von Anfang an gut gefunden haben, aus ihren Gründen. Das finde ich ganz toll. Natürlich in der *Zeit* eine große Kritik, das ist natürlich gut.

ANDERERSEITS:

Tut es vielleicht so weh, wenn etwas Böses geschrieben wird, weil es so viel autobiografischen Stoff in Ihren Büchern gibt? Das hat ja auch eine persönliche Dimension.

HONIGMANN:

Wahrscheinlich ... aber das Problem ist noch tiefer. Schreiben ist eins, publizieren ist das Zweite und publizieren heißt sich ja exponieren und eigentlich ist es ja sehr intim. Das Schreiben ist extrem intim und dieser Schritt aus dieser Intimität und dann gibst du es raus und dann kann es jeder lesen. Aber, nicht nur jeder kann es lesen, sondern jeder kann auch seinen Quatsch dazu sagen, jeder kann alles dazu sagen, was er will und schreiben und veröffentlichen. [...]

ANDERERSEITS:

Sie sind nicht nur Schriftstellerin, sondern auch Malerin und für die Cover Ihrer Bücher werden diese Bilder verwendet. Welche Unterschiede gibt es, wenn Sie Ihre persönliche Beziehung zu Ihren Bildern mit der Beziehung zu Ihrem literarischen Werk vergleichen? Steht Ihnen ein Text näher als ein Bild oder

umgekehrt? Welche Wechselbeziehungen zwischen Malerei und Literatur gibt es in Ihrem Werk?

HONIGMANN:

Ein großes Kapitel... schwierig... Was steht mir näher? Na ja, sie sind parallel. Beim Malen habe ich, ehrlich gesagt, das Gefühl, da bin ich nicht so weit gekommen oder vielleicht auch nicht so weit gegangen, wie ich hätte gehen können oder gehen müssen. Ich will nicht sagen »ich bin gescheitert«, aber ich bin nicht wirklich weit gekommen. Beim Schreiben, ich will nicht sagen »ich bin weit gekommen«, aber ich habe das Gefühl, da bin ich meinen Weg gegangen. Beim Malen bleibt da eine gewisse kleine Bitterkeit oder Frustration. Ich hab meine Bilder natürlich gerne und so, aber ich hab angefangen und bin nicht wirklich richtig meinen Weg gegangen. Um es mal ganz deutlich zu sagen: ich bin nie wirklich Malerin geworden.

ANDERERSEITS:

In welchem Alter haben Sie angefangen, sich für Kunst zu interessieren?

HONIGMANN:

Früh, also mit vierzehn, fünfzehn, schon in Gymnasium sozusagen. In der DDR war das so, die ersten acht Jahre und dann gab es noch die letzten vier Jahre, das hieß Oberschule und da war es schon sehr wichtig... Poesie, Literatur, Malerei, Johann Sebastian Bach. Auf eine naive Weise natürlich, aber war wichtig.

ANDERERSEITS:

Nochmal zum Thema Schreiben. Sie sind jetzt »Writer in Residence« an der Duke University. Was sind die Vorteile davon »Writer in Residence« zu sein?

HONIGMANN:

Also, hier ist der Vorteil, dass ich sozusagen auch in eine Ecke der Welt komme, in die ich wahrscheinlich sonst nicht kommen würde. Dann verdient man zum Beispiel auch was, was für einen freischaffenden Schriftsteller nicht unwichtig ist, weil du hast ja kein Salär. Hier ist es interessant, weil es eine ganz andere Ecke der Welt ist, aber es gibt auch viele solche Stellen gerade in Deutschland. Dann bist du da in »Klein Poppelsdorf hinter der Eiche« und das ist dann glaube ich wirklich nur noch für Geld. Ein Bekannter von mir, der hat dazu mal sehr böse gesagt »Käfighaltung«. Ich hab da auch mehrmals Einladungen gekriegt, zum Beispiel in Calw, wo Herman Hesse geboren worden ist. Da kriegst du dann tausend Euro im Monat oder was, sollst aber da sein. Was soll ich denn in Calw? Das ist irgendwo hinter den Bergen im Schwarzwald. Was mach ich denn da? Ich hab da nichts zu tun. Es ist wie vieles sehr ambivalent. Hier ist es interessant, weil ich komm nach Amerika und ich komm nach North Carolina und das ist eben wirklich interessant. Aber in Deutschland, selbst nach Mainz.

Was soll ich denn da? Die wollen, dass ich zwei Monate in Mainz sitze. Ich habe aber nichts in Mainz zu tun – nichts! Nichts interessiert mich da.

ANDERERSEITS:

Ich habe noch eine Frage bezüglich des autobiografischen Schreibens. Wie weit glauben Sie, dass man sich von der Wirklichkeit entfernen darf? Also, in welchem Fall darf man die Wirklichkeit ein bisschen erweitern? In welchem Fall nicht, Ihrer Meinung nach?

HONIGMANN:

Naja, also, ich würde erstmal sofort sagen du darfst immer alles, aber du hast Recht... dass jemand sich eine Holocaust-Überlebenden Biografie schreibt... Das, was uns daran missfällt, ist, dass er sich selber als einen Holocaust-Überlebenden darstellt. Dass man zum Beispiel als Nicht-Jude und als nicht Holocaust-Überlebender einen Roman über den Holocaust schreiben kann, find ich durchaus – ja, warum nicht?

Es gibt ein sehr gutes Buch von einer französischen Autorin Soazig Aaron. Der Name ist nicht jüdisch, sondern bretonisch und sie hat ein Buch geschrieben, das heißt »Klaras Nein«. Es ist eine Geschichte von einer Holocaust-Überlebenden, die hatte ein Kind und das Kind war dann versteckt und sie war aber deportiert und sie kommt dann zurück und was soll jetzt mit dem Kind geschehen? Sie kann nach Amerika ausreisen und die Frage ist, nimmt sie das Kind mit oder nicht? Sie ist aber in so einem Zustand, dass sie zum Schluss sagt: »Nein, ich nehme das Kind nicht mit, weil ich bin in einem Zustand in dem ...« so. Ich fand, ein sehr gutes Buch, sehr gut geschrieben von einer bretonischen Autorin, die erst nach dem Krieg geboren ist. Da habe ich überhaupt kein Problem. Das ist nicht so eine – wie sagt man – usurpation einer Biografie, einer Autobiografie. Das ist dann wirklich obszön irgendwie. Wenn du dich als ein Auschwitzüberlebender darstellst, das ist einfach obszön. Wobei, man darf auch obszön sein, aber an der Stelle mit Auschwitz ist das irgendwie schwer zu akzeptieren. Wenn man sonst irgendwie obszön sein will, dann ist man eben obszön. Das ist ja auch nicht an sich schlecht. Geschmacksfrage, ja? Ich würde sagen, dass man alles darf. Das ist ja das Schöne am Schreiben. Du bist keiner Wahrheit verpflichtet. Im Gegensatz zu, wenn du vor Gericht stehst... Selbst beim Analytiker, bei einer Psychoanalyse, da bist du ja auch auf der Suche nach einer inneren Wahrheit, aber beim Schreiben bist du eigentlich nicht auf der Suche nach einer inneren Wahrheit, sondern du kannst dann eben ganz andere Entwürfe deines oder anderer Leben schaffen. Das ist ja die Freiheit beim Schreiben und ich glaube, dass es da keine Grenzen gibt. Obwohl die meisten Schriftsteller sich dann wohl doch auf ihre Erfahrungen beziehen. Das sind eben die, die du hast, die Erfahrung der Anderen, die hast du eben nicht und das bleibt dann wahrscheinlich auch ein bisschen... flach?

ANDERERSEITS:

Unsere letzte Frage: Welche Ratschläge hätten Sie für sogenannte aufstrebende Schriftsteller?

HONIGMANN:

Also, für aufstrebende Schriftsteller hätte ich folgenden Rat: Erstens, viel lesen und schreiben. [lacht] Kurz. Mehr ist es nicht. Da kann ich mich erinnern an eine Diskussion mit meinem Sohn: »Naja, schreiben kann doch jeder und jeder hat eine interessante Geschichte.« Ich sag »Ja, der Unterschied zwischen einem Schriftsteller und allen anderen ist aber, der Schriftsteller schreibt und alle anderen schreiben nicht.« Und so ein bisschen ist es auch irgendwie. Du musst einfach auch versuchen mit deiner Stimme zu sprechen und nicht mit der Stimme von anderen.